

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Freitag, 11. Oktober.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Senta Medel.

Ellinor stand eingekleidet in einer Gruppe schreiender Weiber, die vor Angst winselten.

Sie war wie betäubt von dem Schrecken, doch allmählich fand sie ihre Besinnung wieder.

„Es ist doch gar nichts geschehen!“, dachte sie immer wieder, „nur der fürchterliche Rauch!“

Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm hatte sich an sie geklammert.

„Was ist geschehen?“, heulte sie entsetzt, „Hilfe!“

Ellinor überließ sich schnell der Situation.

Durch die Tür des Wagens konnte sie nicht, weil sich die Menschen wie ein Knäuel davor ballten. Bleiben konnte man auch nicht, weil die Hitze in jedem Augenblick zunahm und der Rauch dicht wie Nebel wurde.

„Fort!“, dachte sie mechanisch.

Die Frau mit dem Kind hielt sich an ihrem Rock fest.

„Helfen Sie mir, lassen Sie mich nicht hier, ich habe noch zwei kleine Kinder zu Hause...!“

Sie hielt Ellinors Hand wie mit Eisenklammern. Das Kind weinte. Ellinor kletterte durch das zerbrochene Fenster und zog die Frau nach.

„Halten Sie sich ein Taschentuch vor den Mund und dem Kind auch.“

Ellinors rechte Hand blutete. Sie hatte sich an der zerbrochenen Fensterscheibe verletzt, doch sonst war ihr nichts geschehen.

Es ist gar nicht so schlimm, dachte sie immer wieder mechanisch, man muß nur erst aus dem Rauch herauskommen.

Mit den anderen Passagieren tappte sie auf den Schienen vorwärts. Sie hatte keine Ahnung, wie weit es bis zur nächsten Station sein konnte.

Je weiter man kam, um so mehr Menschen hasteten an einem vorbei. Der Zug im Parallelstollen hatte ebenfalls eine verzweifelte Menge von Menschen ausgespien, die vorwärts drängte.

Wortlos leuchtete man so rasch wie möglich weiter.

Der Rauch legte an den Wänden entlang, und sobald ihn die Menschen spürten, beflügelte die Angst ihre Schritte.

Der Atem kam keuchend aus der Lunge und das Herz hämmerte wie wild gegen die Rippen.

Man stieß sich den Kopf gegen vorspringende Balken und stolperte über den Schotter, der zwischen den Schienen lag.

Allmählich ließ die Wut des Selbsterhaltungstriebes nach und das Gefühl der Kameradschaft erwachte:

„Hierher, hier ist der Weg besser!“

„Vorsicht, da ist ein Balken!“

Männer packten Frauen unter den Arm und zogen sie mit sich fort.

„Wir müssen gleich zur Station kommen!“, trösteten sie, aber man sah noch kein Licht und der Rauch kroch langsam vorwärts. Und weiter taumelten die Menschen durch den Tunnel. Viele mußten zurückbleiben. Der Rauch nahm ihnen die Besinnung.

Die Panik war um so größer, weil niemand wußte, was eigentlich geschehen war.

Ellinor leuchtete vorwärts.

„Ich muß durchhalten“, dachte sie immer wieder, aber sie glaubte nicht so recht daran, denn der Atem ging

immer mühsamer. Der Rauch trieb die Menschen vorwärts.

Auf den Untergrundbahnstationen herrschte furchtbare Aufregung. Die Züge wurden abgestoppt, niemand kam mehr durch.

Vor den Eingängen sammelten sich die Menschen.

„Wir wollen wissen, was geschehen ist!“

Aus allen Straßen kamen die Leute, sammelten sich zu Gruppen und strömten dann in Massen heran.

Die Polizei lag in höchster Bereitschaft. Die Feuerwehr hatte Rettungszüge geschickt, die natürlich die Aufregung der Menge noch steigerte.

Das Gerücht einer riesigen Katastrophe verbreitete sich in der Stadt.

Es wurden Zahlen der Verwundeten und Toten genannt, daß es einem grausen konnte, und doch wußte niemand etwas Genaues.

Keiner wußte, wer das Gerücht zuerst aufgebracht hatte, aber nun war es da und schwoh lawinenartig an.

Der Polizeipräsident selbst war zur Picadillystation gefahren, man mußte ihm mit Gewalt einen Weg bahnen, so dicht umlagerten die Menschen den Bahnhof.

Immer wieder wurde befohlen, die Straßen frei zu geben, aber die Menge wich nicht, sie stand festgeschraubt von ihrem Instinkt und ihrer Neugierde und starrte in die Bahnhofe hinab, wo man zwei blinkende Schienenpaare sehen konnte, die in die Tunnelöffnungen ründerten und sich im Unendlichen verloren. Es mußte nicht unangenehm sein, da unten gefangen zu sein!

George Wellton war verzweifelt.

Man ließ seinen Wagen einfach nicht durch. Die Menschen füllten die Straßen, man konnte keinen Schritt weiter fahren.

Wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich ein riesiger Policeman vor ihm und hielt mit einer Armbewegung den Wagen an.

„Hier geht es nicht weiter!“

George sprang aus dem Wagen und ließ ihn einfach auf der Straße stehen.

Er versuchte, zu Fuß weiter zu kommen. Er mußte zur Untergrundbahnstation, koste es, was es wolle. Ellinor war in Gefahr, Ellinor brauchte ihn!

Wie er sich durch die Menschen stieß und drückte, Leute achtlos beiseite schob und beinahe jede Rücksichtnahme als Gentleman vergaß, da wurde das Gefühl immer größer und mächtiger in ihm, daß Ellinor ganz zu ihm gehörte, daß er diese Frau ebenso bewunderte wie er sie liebte.

Er hatte sich bis jetzt nicht allzuviel aus einer Frau gemacht, schön, er hatte sich verliebt, hatte herrliche Tage und Wochen mit Frauen verlebt, aber daß er eine Frau bewundert hätte, das war noch nicht vorgekommen.

Aber Ellinor hatte ihn einfach dazu gezwungen. Sie ging ihren Weg, ganz gleichgültig, was die Leute von ihr sagten, und viele Leute sagten Schlechtes von ihr, er erinnerte sich bloß an die Szene im Klub, als er Percy Walker outgeknockt hatte, weil er höhnische Bemerkungen über Ellinor gemacht hatte.

Aber damals war es ihm noch nicht so klar gewesen, ob er nicht gerade das Seltsame, Uberteuerte an dieser Frau liebte, die Art, wie sie mit einem einzigen Kuß von ihm Besitz genommen hatte, fordernd und herrschend. Damals hatte er noch nicht gewußt, daß in dieser Frau ein eiserner Wille steckte, ihre Pflicht zu erfüllen, ganz gleichgültig, unter welchen Verhältnissen.

Zuerst hatte er gelächelt, als Ellinor sich in seinem Office an die Maschine gesetzt hatte und dann gemeint hatte, jetzt wird gearbeitet. Ganz groß hatte sie ihn angesehen, als er mit einem Scherz darüber hinweggehen wollte.

Und unter ihrem Einfluß hatte er dann gearbeitet, wie noch nie in seinem Leben, einfach, weil er sich vor dieser Frau schämte. Und schön war es gewesen, wunderschön, auf einmal hatte er gespürt, daß im Arbeiten auch ein Reiz läge, wenn man es nur richtig anfaßte, daß man arbeiten könne, nicht nur um Geld zu verdienen, sondern, weil man ganz einfach ehrgeizig war.

Und nun?

Nun steckte Ellinor da unten in dem Untergrundbahnschacht, vielleicht war sie verwundet, vielleicht rief sie nach ihm und er stand hier oben, machtlos!

Die Menge hatte ihn gegen das Gitter gedrängt, das die Treppen zur Station umsäumte.

Mit einem Schwung setzte sein sportgeübter Körper über die Barriere.

„Halt!“, schrie der Polizist, der oben Wache hielt, „Halt! Halt!“

Aber George kümmerte sich nicht um den Ruf. Er lief die Treppe herunter, aber als er den Blicken des Postens entgangen war, verlangsamte er seinen Schritt und trat ruhig und selbstverständlich in die Halle ein.

Hier unten kümmerte sich keiner um ihn.

Hier herrschte eine fieberhafte Tätigkeit. Sanitätspersonal eilte vorbei, Polizeioffiziere gaben ihre Befehle. Die Beamten der Subway waren dicht umlagert, aber immer wieder hörte man dieselbe Antwort:

„Wir wissen nichts genaues, wir wissen nur, daß es zwischen dem 117. und 118. Kilometer brennt.“

„Warum schicken Sie keine Hilfszüge?“

„Die Strecken sind von den einfahrenden Zügen blockiert, wir müssen die Wagen erst nach und nach herausziehen, wir müssen aufpassen, daß kein Zusammenstoß kommt!“

„Tote?“

„Es ist nichts gemeldet, wir halten es auch nicht für wahrscheinlich, aber immerhin stecken drei Züge in der gefährdeten Zone. Wenn die Menschen nur Ruhe bewahrten!“

Irgendwo auf einem Treppenabsatz hockten zwei Filmleute und kurbelten. Der Himmel mochte wissen, wie die dahin gekommen waren, aber sie drehten unerschütterlich an ihrer Kurbel.

George hatte sich einer Kolonne von Sanitätären angeschlossen, die, mit Tragbahnen und Sauerstoffapparaten ausgerüstet, in den Tunnel marschierten.

„Es ist eine weite Strede, ungefähr fünfzehn Kilometer bis zur nächsten Station!“

Auf einem Nebengleise stand ein Rettungszug und ließ ein Glockensignal gellen.

Die Scheinwerfer des Zuges schnitten in eine Mauer von Qualm, der träge heranzog.

George drückte ein nasses Taschentuch an den Mund. Der beizende Rauch ließ die Augen tränen, aber hier war er noch nicht so schlimm, denn die Ventilatoren pumpten immerfort neue Luft in den Schacht.

Je weiter man kam, desto schwieriger war das Vorwärtsschieben. Nun kamen die ersten Fahrgäste der stedengebliebenen Züge. Sie waren die ganze Strede zu Fuß gelaufen, und waren beinahe vollkommen erschöpft.

Die Gesichter waren rauchgeschwärzt, manche bluteten aus kleinen Schnittwunden, aber irgend etwas Ernstliches war nicht passiert.

Es waren in der Hauptfache junge kräftige Burschen, denen die Strapaze des langen Weges nicht so viel aus-

gemacht hatte, sie waren als erste fortgestürzt, ohne sich um die anderen zu kümmern.

Aber sie konnten auch nichts aussagen, was gesehen war. Sie hatten auch nichts weiter gemerkt als das Verlöschen des Lichtes, und dann hatte die Flucht vor dem Qualm begonnen.

„Brennen die Waggon?“

„Nein, wir haben überhaupt keine Flamme gesehen, aber vielleicht war noch ein Zug vor uns! Wir wissen nichts!“

George hastete vorwärts.

Unaufhörlich rief er Ellinors Name.

Das Plakat fiel ihm ein:

„Wo ist Ellinor? 100 000 Dollar für Ellinor!“

Ach, Unsinn, 100 000 Dollar! Er hätte sein ganzes Vermögen hergegeben, wenn er gewußt hätte, wo Ellinor jetzt war.

Der Rauch kroch wie ein unheimliches Tier vorwärts. Er leckte an den Wänden entlang und kroch in die Verschlüge hinein, aber, weil die Ventilatoren immerfort neue Luft in die Schächte pumpten, wurde der Rauch langsam dünner.

Immer mehr Leute kamen jetzt aus dem Rauch. Sie waren erschöpft und schlepten sich nur mühsam vorwärts.

Ein Mann trug eine Frau wie ein Kind im Arm, denn sie war von dem Rauch ohnmächtig geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Baldachin zum Handtaschen-Regenschirm.

von G. B. Beyer.

Noch kurz vor dem Kriege gehörte er zu den unentbehrlichen Toilettengegenständen jeder Dame, der langstodige seidene Sonnenschirm mit den handbreiten Volants, der den zarten Teint der holden Weiblichkeit von damals vor jedem vorwärtigen Strahl schützte. Angesichts des heute so beliebten „Sonnverbrannt“ rechnet er jetzt zu den gestürzten Größen, und nur am Strand oder auf den Rennplätzen tritt er manchmal in moderner Form in Erscheinung.

Nicht viel besser geht es dem Herrenregenschirm, dessen Hauptzweck darin bestand, bei erster Gelegenheit von seinem Besitzer vergessen oder verkauft zu werden. „Kaufen Sie sich keinen Regenschirm!“ riet einmal ein Vorkriegsphilosoph seinem Bekannten. „Stellen Sie sich einfach in den nächsten Hauseingang, und wenn Sie einen Mann mit dem Regenschirm vorbeikommen sehen, stürzen Sie auf ihn zu: „Herr, wie kommen Sie zu meinem Schirm?“ Der andere wird — in neun unter zehn Fällen können Sie sich darauf verlassen — wie ein ertappter Dieb zusammenzucken und flammeln: „Verzeihen Sie bitte, ich habe ihn wohl aus Gedanken mitgenommen.“ Dann reicht er Ihnen den Schirm, von dem er selbst glaubt, daß er ihm gar nicht gehört, und wenn er ihn auch erst ein paar Tage vorher gekauft hat. Der Schirm ist ein Fluch für die Männlichkeit.“

Da waren die alten Könige von Ninive ganz anderer Ansicht. Ihnen allein nämlich im ganzen Reiche stand das Recht zu, unter einem großen, von zarter Sclavinnenhand getragenen Schirm zu wandeln, wenn die Sonne zu heiß auf die Palastterrassen niederbrannte. Selbst in den Krieg begleitete die Herrscher dieses Symbol ihrer Würde. Auch ihre „vielliebten Brüder und Vettern“ von Ägypten und von Babylon waren stolz auf ihren Sonnenschirm, den sie noch ab und zu mit einer schönen Feder krönten.

Noch weit mehr taten sich aber verschiedene indische Herrscher auf dieses königliche Insaniam zugute. So nannten sich die Rajahs von Ava und Pego „Herren der Ebbe und der Flut, Könige des weißen Elefanten und Herren der vierundzwanzig Sonnenschirme“. Dieser merkwürdige Titel hatte, was seinen letzten Teil anbetrifft, volle Berechtigung. Das Sonnendach des Herrschers von Ava und Pego bestand nämlich aus vierundzwanzig übereinander auf einen Stod gepflanzten Schirmen, von denen jeder eine der Provinzen des Reiches darstellen sollte. Auch die Könige von Birma nahmen in ihren Manifesten auf Sonnenschirme Bezug. So schrieb der letzte König noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an den Bischof von Indien: „Ich bin der Herrscher, der über die großen, den Sonnenschirm führenden Fürsten des Ostens regiert.“

In Europa fand der Schirm erst verhältnismäßig spät Eingang. Das mittelalterliche Deutschland kannte ihn nicht. Dagegen wird berichtet, im 15. Jahrhundert sei er oft in Süditalien von Reitern benutzt worden, die sich im Sattel vor der Sonne schützen wollten. Vom Sonnenschirm neuerer Zeiten unterschied sich dieses Dach freilich wesentlich, denn es war nicht aufklappbar, und die Bespannung bestand aus Leder. Den nordischen Reisenden, die solche beschirmten Reiter sahen, befremdete der Anblick natürlich, und einer von ihnen erzählt: „Ärste haben mir gesagt, diese Schirme schaden der Gesundheit, denn die Sonnenstrahlen werden von ihnen aufgefangen, gesammelt und fallen dann als Bündel auf den Kopf des Reiters nieder. Nur Leute, die im Gebrauch des Schirmes große Kunstfertigkeit aufweisen, sollten ihn tragen.“

Die ersten Schirme, die im Norden Eingang fanden — sie tauchten um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts auf — waren klobige Dinger aus Stuch, die sowohl gegen den Regen als auch gegen die Sonne schützen sollten. Richtige Männer verschmähten es, sie zu tragen, und nur wenige Modedamen und Geden gingen mit ihnen spazieren. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen praktischere und sorgfältiger gearbeitete Schirme, die besonders von Malern und reisenden Handlungsreisenden geführt wurden. Ihre Ausmaße gingen oft ins Ungeheuerliche, und manches Bild aus der Biedermeierzeit verrät uns in launiger Weise, daß die Schirmträger von damals den Spott ihrer Mitmenschen auf sich lenkten. Außer den Gassenjungen hatten es besonders die Droschkentreiber auf die Beschirmten abgesehen. Für sie war jeder Regenguß ein willkommenes Ereignis, weil dann die Fußgänger — so weit sie die Mittel dazu besaßen — in ihre Kutschen flüchteten. Mit der raschen Verbesserung des Schirmes begann ihr Geschäft zu leiden, und in ihrem Arger gingen manche Kutscher selbst bis zu Tätlichkeiten gegen die Regenschirmträger. Doch der Schirm setzte sich rasch durch, und die Jahre vor dem Siebziger Krieg brachten ihm eine Zeit der Blüte. Vor allem den Damen gefiel es, mit den neuesten Modellen zu prunken, und die Modelaune schuf immer neue Abarten. Da gab es Sonnenschirme, die in ihrer Winzigkeit in groteskem Widerspruch zu den Riesentrinolinien standen, Sonnenschirme, deren Dach vertikal um den Stod drehbar war, so daß sie auch gegen schräg einfallende Strahlen schützten, Regenschirme, die sich nach dem Winde drehen, und als besonders praktisch wurden die Minutenschirme bezeichnet, so genannt, weil man das in der Tasche zu tragende Tuch — wenn alles gut ging — innerhalb einer Minute auf das sonst als Spazierstock dienende Gestell stecken konnte. Die Vorliebe für die Schirme ging so weit, daß der französische Literat Sainte-Beuve ein Duell unter seinem Regendach ausfocht. Auf die Einwendungen seines Gegners und seiner eigenen Sekundanten erwiderte er: „Wenn ich falle, ist nichts daran zu ändern, aber dann will ich wenigstens trocken sterben.“

Vielleicht erfreute sich der Schirm bei vielen „Damen“ auch deshalb besonderer Beliebtheit, weil er — wie recht viele Fälle gezeigt haben — ein ausgezeichnetes Argument bei Auseinandersetzungen bildete. Einem ähnlichen Gedankengang müssen auch wohl die Reulen ihre Entstehung verdanken haben, mit denen die Mode unsere Damenwelt in der Inflationszeit beschenkte, und die manchem Zubringlichen einen derben Denksattel mitgaben. Auf der anderen Seite waren die stumpfen Spitzen dieser Mordinstrumente ein Fortschritt auf dem Gebiete der Menschenfreundlichkeit, da mit ihnen so leicht keine unvorsichtige Dame einem Unbelebten ein Auge ausstoßen konnte. Noch praktischer in dieser Beziehung sind die Handtaschenregenschirme von heute. Wer weiß, welche Modelaune uns im nächsten Jahr beschieden sein wird!

Mein Allerschwerster.

Von Walter v. Kummel.

Mein Allerschwerster! Der Leser möge Fisch ergänzen. Nein, das ist nicht so ganz richtig. Denn was bei uns als schwer gilt, das wird bei der tropischen und subtropischen Fischerei, die ich auch kennen gelernt habe, das wird im Golf von Mexiko, an den Küsten Floridas oder am schönen kalifornischen Strande als ein kaum nennenswertes Gewicht betrachtet. Sagen wir also gleich, wie es war: mein allerschwerster heimischer Fisch, mein allerschwerster Suchen.

Von diesem Laache gibt es in der Donau und ihren wasserreichen südlichen Nebenflüssen äußerst stattliche Exemplare. Aber nicht leicht, sie zu fangen. Einen fast unglaublich großen Suchen an die Angel zu bekommen, dieses Glück wurde mir einmal zuteil. Ich fischte damals in einem Fluße, der, voll von uralten Baumstämmen, gewaltigen Beckungen und dabei im Gegensatz zu anderen Suchen- und Hebrassgewässern nicht sehr klaren Wassers war. Eines

Vormittags nun bekam ich in diesem Fluß bei hellstem Sonnenschein einen kräftigen Bisi. Der Anbiss fühlte sich allig und weich an. Die Hakenspitze war also Gottlob nicht auf einen Knochen, sondern ins Fleisch gegangen. Mit starkem Schuß ging der kräftige Fisch in die Tiefe, auf den Grund der Gumppe, die etwa sechs Meter tief sein mochte. Mein Bemühen, ihn etwas höher heraufzuholen, beantwortete er mit Stößen und wütenden Schlägen. Wie eine leichte Weidenrute bog sich meine starke Gerte. Aber da konnte sich nichts Schlimmes ereignen, der Stod hielt durch. Doch eine andere bange Sorge erfüllte mich. Ich hatte nur ganz kleine tote Lauben als Köderfische bekommen können, hatte folglich ein ihnen entsprechendes Hakensystem wählen müssen, das für einen Secht gerade noch ging, für einen Suchen aber bereits zu schwach war. Und da ich die große zermalmende Kraft, die so ein harter Suchenrachen besitzt, aus früheren unliebsamen Erfahrungen wohl kannte, weilten meine Gedanken nicht ohne erhebliche Befürchtungen bei dem in der Tiefe herumwütenden Fische. Würden die zwei leichten Drillinge Gewicht und Schläge aushalten?

Mein Suchen versucht es plötzlich mit einem neuen Manöver. So rasch er schwimmen kann, schleift er landeinwärts. Wohl um in das Busch- und Altwerk des Ufers hineinzufluten und sich dort zu verankern. Mit rasender Eile versuche ich Gleichtakt zu halten, rolle, rolle ein, damit ich den Fisch mit hochgestellter Gerte und kurzer Schnur von dem verderblichen Holz, den wie Riesenschlangen und wilden Walddrägen aus dem Grunde emporsteigenden Wurzeln abhalten kann. Meine Hand turbelt und turbelt, die Rolle dreht sich wie das Rad einer Maschine, endlich bekomme ich wieder leichte Fühlung mit dem Fische. Dicht unter meinen Füßen, kaum einen Meter vom Ufer und von diesem durch die nun fast kreisrund gebogene Gerte abgehalten, zieht er vorbei. Ein Prachtstier, einen Meter dreißig, nein, einen Meter vierzig, schäbe ich.

„Hier- oder fünfmal größer als der Zehnfünder, den Sie lechthn fingen“, meinte mein Begleiter, ein Herr, der, ohne selbst Fischer zu sein, ersucht hatte, mich begleiten zu dürfen. Plötzlich deutet er flukaufwärts, den von einem lauen, weichen Föhn umwehten Bergen zu. Wie ein Frühlingswunder war das, jetzt im Herbst, in den letzten Tagen des Oktobers. Aber ich war in diesem Augenblick nicht darauf eingestellt. „Ich habe, weiß Gott“, brummte ich ärgerlich, „nichts anderes und Besseres zu tun, habe keine Zeit, Ihr Gebirge zu bewundern.“

„Ich meine ja gar nicht die Berge. Ein Floß! Ein Floß!“
Simmel! Wirklich ein Floß, das da um die Ecke bog und dicht auf uns zuhielt. Wenn nun der Fisch darunter ging, wenn er versuchte, sich an den Stämmen die Haken wegzureiben!

Aber glücklicherweise kam ich mit starkgespannter Leine daran vorbei. Nun jedoch drängte der Suchen urplötzlich dem verdammten Teufelsflosse nach, als ob es ihn daran erinnerte habe, daß der Fluß noch groß und breit sei, sich weithin abwärts dehne. Einige zwanzig, dreißig Meter vermochte ich ihm zu folgen, dann hemmte jumpfiger Morast meine Schritte. Der letzte Rest meiner Leine war rasch verausgabt.

Sinein denn in Dreck und Sumpf! Ich sank bis ans Knie, ich sank rasch noch tiefer. Ohne die Hilfe meines Begleiters wäre ich nicht so schnell, als ich hineingelangt, wieder herausgekommen. Biegen oder Brechen! Ich mußte es nun leider darauf ankommen lassen, wer stärker war, der Fisch oder mein Angelgerät, die leider so kleinen und dünnen Lauben. Ich bremste den Suchen in seinem Sturmhauf, drehte ihn, arbeitete ihn langsam und vorsichtig, Meter für Meter, in die Gumppe zurück. Wieder zog er in seiner langgestreckten und ganzen Größe und Glorie an uns vorbei, erging sich neuerdings in der Gumppe, in der unter irgend einem verfunkenen, uralten Baume seine Stammburg liegen mochte. Da! Ein besonders wichtiger Schlag. Schon hat ihn federnd die Gerte pariert.

Aber was ist das? Das ganze Schwergewicht, das die Leine gespannt, fast überspannt hatte, plötzlich aufgehoben, verschwunden. Die Schnur lief leer, der Fisch mußte abgenommen sein!

Mit langem, langem Gesichte rolle ich ein. Alles in bester Ordnung, Schnur, Vorfach, Blei und Wirbel, der Kopfdrilling. Nur am unteren, am Schwanzdrilling, war ein Haken, ein einziger Haken gebrochen. Abgesprengt im Bogen. Und da er nur in diesem einen Bogen gehängt, war der Suchen damit frei geworden.

Mein Begleiter sagte kein Wort, schüttelte nur ständig und betrübte den Kopf. Ich aber war halb versteinert. Eine heiße Wut kochte in mir auf. Am liebsten hätte ich Gerte und Leine, Rucksack und Wasserfäßel, zu allererst den verfluchten Haken, ins Wasser geworfen. Und heute noch, nach so manchem Jahre, erfährt mich, gedenkt ich des seltenen Fischmonstrums, eine stille, tiefe Wehmut. Solch ein großer Suchen will nicht wiederkommen, er wird vielleicht „mein allerschwerster“ bleiben!

Neue Bücher

* **Marieluise Fleißer: „Ein Pfund Orangen“** und neun andere Geschichten. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.) Durch den Streit um ihr Bühnenwerk „Pioniere in Ingolstadt“ ist die Dichterin weiten Kreisen bekannt geworden. Ihr soeben erschienenen Prosabuch läßt aufs Neue aufhorchen, denn, was immer man einwenden mag, kündigt es eine sehr starke, lebensrechte Individualität. Kleine Erzählungen schildern die seelischen Vorgänge in meist primitiven, doch irgendwie seltsamen und eigenartig dumpfen Menschen. Gerade die Mittel dieser Seelendeutung bieten das wesentlich Persönliche; auf das psychische übertragen, herrscht eine herbe, fast mächte man sagen teilnahmslose Sachlichkeit, in den Farbtonen dominiert ein düsteres Grau. Episoden des Zusammenlebens von Mann und Frau geben vorwiegend den Stoff, doch tritt das Handlungsmäßige zurück gegenüber dem inneren Verlauf seelischer Auswirlungen. Die psychologische Feinhörigkeit der Verfasserin gibt den Erzählungen ein recht beachtliches Niveau; um aber restlos erfreuen zu können, fehlt ihnen der Aufschwung, die Gläubigkeit, sie sind von Pessimismus schwer belastet, der umso drückender spürbar wird im engen, dumpf-kleinbürgerlichen Milieu. Ihr Ausklang erscheint daher wohl mehr Trostlosigkeit als Tragik. Trotz alledem sieht man ein unlegbar scharfprofilirtes Talent am Werk. Marieluise Fleißers Bild für das Wesentliche, die Originalität ihres Menschen- und Weltempfindens verheißt Zukunft und sollte auf das weitere Schaffen der Dichterin sorgfältig achten lassen!

* **Hans Leip: „Die Blondträger“**, ein Roman von Regern, weißen Mädchen, Gentlemen und Halunken. (Propyläen-Verlag, Berlin.) Das Buch beginnt am Tage der amerikanischen Kriegserklärung in New York und endet wenige Wochen nach Friedensschluß an Afrikas Küste. Dazwischen liegt die Geschichte vom Regermissionar Burn, der mit blonden „Engeln“ seiner Mission die schwarze und weiße Rasse zum Segen Gottes einander vermählen will, die Geschichte vom deutschen Matrosen Tampo, den sie drüben während des Krieges einsperren, und der nach dem Kriege auf dem Missionschiff mit nach Afrika fährt, die Geschichte vom Reeder Smithon, der mit Mädchen handelt und Waffen schmuggelt, die Geschichte von Dikwa, dem weißen Engel aus der „Schwarzen Sonne“, und von Luto, der Mulattin aus dem „Nachtfalter“ in Harlem-New York. Auf zwei Schauläufen entrollt sich im wesentlichen das Schicksal dieser Menschen und ihrer Trabanten: Josua Burns Missionshaus, „Die schwarze Sonne“ und Reeder Smithons Schmugglerchiff, die „Merriland“. Über dem Stoff und über der gedanklichen Idee steht die Sprache des Dichters. Sie gestaltet mit unerhörter Bunttheit die Vielseitigkeit der Landschaft, der Menschen und der Seelen.

* **Wilhelm Engelle: „Theodor Obermeyer“**, Roman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Dieses Buch ist der Roman des rheinisch-westfälischen Jagengebietes und seines märchenhaften Aufstiegs vor den neunziger Jahren bis zur Jetztzeit. Es ist die glänzend gelungene Typisierung der schwierigsten deutschen Arbeitslandschaft in der phrasenlosen Persönlichkeit des Helden. Hier wird kein Leben vorgepiegelt, sondern Wirklichkeit gezeigt, und diese Wirklichkeit der letzten vierzig Jahre — und gerade die seelische dieses Tatmenschen — muß jeder kennenlernen, der die tausend dunklen Dinge des Kampfes unserer Zeit verstehen will.

* **„Das Zillebuch“** von Hans Ostwald. Unter Mitarbeit von Prof. H. Zille mit 223 Illustrationen, meist erstmalig veröffentlicht. (Verlag Paul Franke, Berlin SW. 11.) Hier erleben wir zum ersten Male wirklich den ganzen Menschen und Künstler Heinrich Zille. Bisher kannten wir ihn ja eigentlich nur als den Meister des „Müllch“ von Berlin O. Natürlich finden wir auch den im „Zillebuch“ mit vielen auserlesenen Zeichnungen und schlagkräftigen Unterschriften. Darüber hinaus aber lernen wir hier Zilles ganzes Leben und Werk kennen und verstehen, in vielen erstmalig veröffentlichten Zeichnungen, in eigenhändig niedergeschriebenen, an Bildhaftigkeit mit seinen Zeichnungen wetteifernden Episoden aus seinem Werdegang, in getreulich wiedergegebenen Gesprächen mit dem Altmeister, Erzählungen, ernsten und heiteren Randbemerkungen zum Lauf der Welt aus Zilles Mund. Alles das ist von Hans Ostwald mit kongenialen Einfühlen und liebevollster Sorgfalt zusammengestellt, durch Text aus seiner eigenen Feder ergänzt und dem Verständnis noch näher gebracht.

Hier ist Zille nicht nur der glänzende Karikaturist. Hier finden wir neben ersten wertvollen Altstudien herzugefühlte tragische und heitere Szenen aus dem Proletarierleben; mit inniger Liebe gezeichnete Rintertypen; Porträts von stärkster Individualitätserfassung in wenigen Strichen. Dann wieder Form- und Wesensschönheit der unscheinbarsten Alltagsdinge; ein vollgeträmter Küchentisch, Wäsche auf der Leine oder sein alter Soldatenrod, über eine Stuhllehne geworfen — in all dem lebt der unbeirrbar echte und naturnahe Meisterbildner — ein großer Lehrer in der beglückenden Kunst, auch im ärmsten Alltagsleben die Schönheit zu sehen.

* **Erinnerungsblätter deutscher Reimenter: „Füsilier-Regiment von Gersdorff (Kurhessisches) Nr. 80 im Weltkrieg 1916 bis 1918“**. 2. Teil. Bearbeitet von Kurt Nidisch von Roseneck, Oberst a. D. (Verlag Scharfes Drudereien, Wehlar.) Im Rahmen der vom Verlag Stalling-Oldenburg herausgegebenen, auf die amtlichen Kriegstagebücher des Reichsarchivs gegründeten Truppengeschichten erschien nun von den Erinnerungen des heimischen Füsilier-Regiments von Gersdorff ein zweiter, ergänzender Band, der die Schicksale unserer ehemaligen 80er Füsilier während der Kriegsjahre 1916—1918 zum Inhalt hat. Der Bearbeiter, Oberst Nidisch von Roseneck, steht als Kommandeur während mehrerer Kriegsjahre dem Regiment sehr nahe und ist daher, auch dank persönlicher Erfahrung, zur Herausgabe dieses schönen, eindrucksvollen Erinnerungswerts ganz besonders berufen. Er fand tätige Unterstützung durch Ltn. d. R. Rudolf Wolff-Malm, der die zahlreichen, dem Buch beigegebenen instruktiven Kartenstizzen zeichnete und auch an der Abfassung der Darstellungen mitwirkte. Der vorliegende zweite Band beginnt mit der Teilnahme des Regiments an der großen Somme-Schlacht von 1916, schildert Stellungskämpfe im Westen und Osten, die Doppelschlacht Aisne-Champagne, die Abwehrschlachten an Scarpe und Oise, bei Albert-Péronne und zwischen Cambrai und St. Quentin, die Rückzugs- und Nachhutgefechte an Yper, Los und Schelde bis zum Waffenstillstand und Heimtransport. Die Darstellung wirkt in ihrer strengen, schlichten Sachlichkeit packender als alle dichterische Erfindung, man verspürt mit Ehrfurcht, wie hier das gewaltige Schicksal selbst den Griffel führt. Die einfache Schilderung der Tatsachen, der Feldenkämpfe und des unermüdblichen Ausharrens gegen eine Übermacht von Feinden und Kriegsmaterial, wird für das tapfere Regiment zu einem leuchtenderen Ehrenmal, als alle rednerische Umschreibung es schaffen könnte. Das Buch ist neben seiner Bedeutung als historisches Dokument zugleich ein schönes Werk des Dankes und der Pietät und darum in erster Linie gerade uns wertvoll, die uns mit dem Regiment so viele Erinnerungen und persönliche Beziehungen verbinden. Beigegeben sind dem Text neben den Kartenstizzen viele Abbildungen von Kampf- und Ruhestellungen, von Angehörigen der Truppe, sowie eine Karte des östlichen Kriegsschauplatzes und eine Ehrentafel für sämtliche während des Weltkrieges unter den Fahnen des Regiments gefallenen Unteroffiziere und Mannschaften. Gleich dem vielbeachteten ersten Teil der Regimentsgeschichte sollte auch diese (mit einem Schlusswort von Generalleutnant a. D. von Müller, dem einzigen noch lebenden Ur-80er, versehen Fortsetzung ihren Zweck nicht verfehlen, vielmehr — als Gedenkblatt für Opfer und Mut und Pflichttreue — eines ihrer eindrucksvollsten Darstellungen entsprechenden Erfolges sicher sein dürfen.

* **„Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes“** (Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig). Zu den ruhmreichsten und kühnsten Polarforschern der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts gehört Julius Payer, der Führer der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874, die er in einem großen Reisewerk beschrieben hat. Der Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig, hat jetzt, um Julius Payer seiner verdienten Vergessenheit zu entreißen, eine gekürzte Bearbeitung des Originals unter der Herausgeberschaft von F. B. Zeltz erscheinen lassen: „Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes“. (Mit 29 Abbildungen und 3 Karten.) Ist das ursprüngliche Werk schon sehr lesenswert, so gewinnt der Auszug durch straffe Zusammenfassung des Wesentlichen und Interessantesten noch viel an dramatischer Bewegtheit. Der Verfasser schildert den Verlauf der Expedition, den fortwährenden Kampf mit der rauhen Natur, Abenteuer auf Jagden, Forschungen und Entdeckungen. Seinen Schilderungen wohnt oft eine beklemmende Spannung inne, immer aber ein echter, die menschliche Wichtigkeit autmündig verpötelnder Humor und der sehr sympathische Wille, zu leiden, ohne Aufhebens davon zu machen.